

Somm

Im Winde klirren die Fahnen



Gewiss, wir haben diese Entschleunigung nicht gesucht.

Wäre es nach uns gegangen und dieses Virus nie aufgetaucht, hätte das normale Leben seinen Lauf nehmen dürfen. Niemand sehnte sich nach Videokonferenzen, niemand fühlt sich wirklich wohl in Supermärkten, deren leere Regale an die späte DDR erinnern, niemand freut sich darauf, jedem Menschen misstrauisch auszuweichen, der einem näher als zwei Meter kommt. Auch die alten Leute haben uns nicht gestört, selbst wenn sie im Zug zu munter schwatzten auf dem Weg in die Berge, während wir sie jetzt, wenn wir ihnen im Freien begegnen, mit bösen Blicken strafen wie Kinder, die noch nicht im Bett sind. Ab, ab ins Haus, draussen lauert die Gefahr. In solch irrwitzigen Zeiten offerbart sich aber auch, was uns gefehlt hat: Ruhe, Langlebigkeit, die Ewigkeit. Denn worauf kommt es an? Auf ein neues Auto oder den Sinn des Lebens? Vielleicht gab es noch nie eine so gottlose Zeit wie die unsrige, weshalb wir so einsam sind, noch nie eine so banale dazu.

Das ging mir durch den Kopf, als ich einen wunderbaren Text von Roman Bucheli in der NZZ über Friedrich Hölderlin las, den grossen Dichter, einen Helden meiner Jugend, da ich Gedichte mit einem Ernst verschlang, als hinge mein Leben davon ab. Ich erinnere mich, wie ich mit einer dicken Ausgabe von Hölderlin jeweils an den Waldrand fuhr und den Hochsitz eines Jägers bestieg, um die Hymnen dieses hymnischen Dichters einem nicht existenten Publikum vorzutragen. Mag sein, dass das eine oder andere Wildschwein vorbeitrottete und sich wunderte; auch Vögel flogen verständnislos weiter, obschon ich mir Mühe gab.

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Vielleicht ist jetzt ein guter Zeitpunkt, um sich Hölderlin zuzuwenden, diesem gewaltigen und so unglücklichen Schriftsteller. 1770 in Lauffen am Neckar geboren, zum Pfarrer bestimmt, aber nie dazu bereit, zog der junge Mann als Hauslehrer von Familie zu Familie, um sein Geld zu verdienen. Dazwischen schrieb er Gedichte wie ein Gott, bis er sich in eine Hausherrin verliebte: Susette Gontard hiess die Frau eines reichen Bankiers in Frankfurt, die sich womöglich langweilte oder Hölderlins traurigem Charme erlag, jedenfalls flog die Affäre bald auf, und Hölderlin wurde mit Schimpf und Schande davongejagt. Seine grosse Liebe verging jedoch nie, auch wenn er zusehends der Schizophrenie verfiel, was man damals «Wahnsinn» nannte. Als er Jahre später erfuhr, dass Susette an Röteln gestorben war, verlor er endgültig den Verstand. Man sperrte ihn in eine Klinik, wo man ihn mit seltsamen Medikamenten plagte, bis ein Schreinermeister in Tübingen sich seiner erbarmte und ihm ein Zimmer in einem Turm überliess. Hier lebte er von nun an, geistig umnachtet, aber von der Familie des Schreiners liebevoll betreut.

Wie verrückt er war, ist schwer zu sagen: Etliche Psychiater und Germanisten haben hinterher versucht, seine Krankheit zu bestimmen, ein Forscher kam gar zum Schluss, dass Hölderlin keineswegs krank gewesen war, sondern dies nur vorgab, um als Freund der Revolution nicht mehr verfolgt zu werden. In seinem Turm schrieb Hölderlin übrigens weiter: merkwürdige, elegant gereimte Texte mit einem Rhythmus, den man nie vergisst, aber ohne Ich und ohne Sinn, wie schwarz-weiße Bilder einer Landschaft wirken diese Gedichte, wo kein Berg, kein See und kein Wald zu erkennen ist, selbst wenn Hölderlin davon spricht. «Hälfte des Lebens» heisst eines seiner berühmtesten Gedichte, den ersten Teil habe ich zitiert, der zweite geht so:

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Hölderlin war 36 Jahre alt, als man ihn in die Klinik einlieferte, 36 Jahre später starb er in seinem Turm. Er hatte sich nie mehr von seiner Geisteskrankheit erholt.

Markus Somm, Autor der Sonntagszeitung